

auch arabisch-muslimisch geprägten Strukturen (Jean-Marie Martin) sowie der Mailänder Kirchenprovinz (Maria Pia Alberzoni) stellt die dritte Sektion die zum Teil sehr eigenständigen kirchlichen Traditionen und Zentren sowie die Einflussmöglichkeiten Roms auf diese Gebiete vor, zum Teil auch in vergleichender Perspektive mit Blick auf die Urkundenpraxis der Päpste gegenüber exemplarisch ausgewählten Regionen (Ligurien, Umbrien und Kalabrien) wie in dem methodisch wichtigen Aufsatz Jochen Johrendts zu Italien als Empfängerlandschaft. Der eher wissenschaftshistorisch angelegte Beitrag Dieter Girgensohns (selbst mehrjähriger Mitarbeiter der IP) zur Entstehung, wissenschaftlichem Ertrag und organisatorischen Schwächen der Kehrschen Regesten thematisiert u. a. die von Kehr anfangs unterschätzte enorme Masse der Überlieferung an Papsturkunden alleine in Italien als besondere Herausforderung, die Kehr nicht nur zu dem berühmten Ausspruch „Papsturkunden ohne Ende“, sondern auch zur Anpassung des ursprünglichen Planes einer vollständigen Edition auf eine arbeitsökonomischere Regestensammlung veranlasste. Die umfangreichste, vierte Sektion der Tagung zeigte anhand der möglichen und zum Teil nötigen Ergänzungen der IP aus weitestgehend nichturkundlicher Überlieferung die Schwächen und methodischen Lücken der ursprünglichen, keinesfalls kongruenten Anlage des Unternehmens auf, die in späteren Bänden zumindest teilweise korrigiert wurden, etwa durch Aufnahme bzw. Hinweise auf Kardinalurkunden. Hier bietet sich auch zukünftig noch ein weites Feld für die Papsturkundenforschung, jeweils verdeutlicht in den Beiträgen zu den päpstlichen Registern vor 1198 (Rudolf Schieffer), zu den vorgratianischen Kanonessammlungen als Fundorte päpstlicher Schreiben (Lotte Kéry), zu hagiographischen und historiographischen Quellen (Giulia Barone), zu Berichten von der Kurie über den Erwerb umstrittener Prozessmandate und Privilegien (Dietrich Lohrmann), zum Schriftgut der Kardinäle (Werner Maleczek), zu epigraphischen Zeugnissen als womöglichem Desiderat der IP (Sebastian Scholz), zum Stand der Edition der römischen Quellen des 9.–12. Jhs. (Tommaso di Carpegna Falconieri), zur Überlieferung päpstlicher Urkunden in neuzeitlicher Überlieferung (Hubert Houben) oder zu „verborgenen Schätzen“ an Papsturkunden für nichtitalienische Empfänger in den „Papsturkunden in Italien“ als den umfangreichen Vorarbeiten der IP (Rudolf Hiestand). Eine abschließende Sektion nahm die Rolle der universal agierenden Orden in Italien und ihren Beziehungen zum Papsttum bzw. deren integrierende oder desintegrierende

Funktion in Italien in den Blick mit Beiträgen zu den Zisterziensern und dem Papsttum (Rinaldo Comba), zu den Reformorden in Mittelitalien (Mario Sensi), zur Beziehung der Ritterorden (Johanner, Templer, Deutscher Orden) zum Papsttum und deren Echo in der IP (Kristjan Toomaspoeg) sowie – mit einer weit über den Raum Italiens hinausgehenden Perspektive – zum Niederschlag des Kreuzzugsgeschehens in den Italia Pontificia (Rudolf Hiestand). Der Tagungsband bietet daher durchaus mehr als nur eine Bestandsaufnahme und kritischen Prüfungsbericht zum Wert der Italia Pontificia nach 100 Jahren Wirkungsgeschichte. Einzelne Beiträge wie etwa die von Hubert Houben und Rudolf Hiestand markieren darüber hinaus quellenkundlich und methodisch detaillierte Ergänzungen zu Fragenkomplexen, die einst außerhalb des Forschungshorizonts Kehrs lagen. Trotz dieser deutlich formulierten und berechtigten Desiderata inhaltlicher und institutioneller Art (etwa ein internationales Institut für Papsturkundenforschung oder die noch immer ausstehende Volltextedition der Papsturkunden bis 1198) und trotz der steten Addenda steht die heutige Papsturkundenforschung noch immer auf den Schultern des Kehrschen „Notbehelfs“ und Riesenunternehmens, das seine Funktion als wichtiges Grundlagenwerk und Instrument auch zur Bearbeitung modernerer Fragestellungen keineswegs eingebüßt hat.

Rom Kai-Michael Sprenger

Bernd Jaspert: *Mönchtum und Protestantismus. Probleme und Wege der Forschung seit 1877*. Bd. 4: Von Eva Schulz-Flügel bis Karl Pingé (2 Teilbände), Erzabtei St. Ottilien: EOS Verlag 2010, 1540 S., Geb., ISBN 978-3-830-67396-5

Wenn der eigene Name zum Metonym wird, dann wird dem auf diese Weise bezeichneten Werk eine enorme Bedeutung beigemessen, so wie hier im Falle des „Jaspert“. Die nun inzwischen mit dem fünften Band abgeschlossene rezeptionsgeschichtliche Untersuchung zum Mönchtum in der protestantisch-theologischen Forschung wurde im September 2011 von Kardinal Lehmann als „große Ermutigung für die Ökumene“ bezeichnet und zweifellos ist sie das. Doch soll hier in erster Linie nicht die Bedeutung des Gesamtwerkes besprochen, sondern der Wert des vierten Bandes für die kirchengeschichtliche Forschung beleuchtet werden. Dabei soll es nicht um inhaltliche Detailfragen gehen, sondern der Fokus wird auf den wissenschaftlichen Charakter und die Benutzbarkeit des vierten Bandes gelegt.



Wie J. im Vorwort bemerkt (S. 24), schließt der vierte Band an die Konzeption des dritten Bandes an, indem nun sechszwanzig Werkportraits von Forscherinnen und Forschern präsentiert werden, von denen die ältesten 1932 und die jüngsten 1967 geboren wurden. J. analysiert Arbeiten zum Themenspektrum Mönchtum, die diese evangelischen Theologinnen und Theologen zwischen 1977 und 2009 veröffentlichten. Dabei werden nicht nur Monographien berücksichtigt, sondern ebenso Aufsätze bis hin zu Lexikon- und Handbuchartikeln.

Auch wenn jedes Werkportrait laut Überschrift sogleich mit der Besprechung einer Arbeit der jeweiligen Theologin bzw. des jeweiligen Theologen beginnt, bietet J. hier zumeist einen kurzen akademisch-biographischen Abriss. Das ist insofern hilfreich, da noch lebende und teilweise recht junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selten in den einschlägigen biographischen Lexika zu finden sind.

In einem nächsten Schritt werden dann thematisch gebündelt (nicht chronologisch) die verschiedenen Veröffentlichungen besprochen. J. bleibt jedoch nicht bei einer einfachen Rezension stehen, indem er den Aufbau und den Wert der Arbeit im Kontext des allgemeinen Wissenschaftsdiskurses darstellt, sondern er referiert darüber hinaus sehr ausführlich zentrale Thesen und Erkenntnisse der jeweiligen Arbeit. Im jeweils letzten Punkt („Ergebnis“) wird dann die Leistung der einzelnen Wissenschaftler für die Erforschung des Mönchtums zusammengefasst, wobei J. die Bedeutung der Beiträge für die ökumenische Diskussion besonders würdigt.

Wenn man sich die ungeheure Aufgabe vor Augen führt, die J. bewältigt hat, kann man nur staunen, würde man ein solches Mammutprojekt doch eigentlich nur einem Autorenkollektiv zutrauen, dem dafür über Jahrzehnte Zeit und Geld zur Verfügung stünden. Bei allem nötigen Respekt, der daher dem Verfasser zu zollen ist, ergeben sich dennoch einige kritische Anfragen.

Da J. so viel Wert auf die ökumenische Zusammenarbeit legt und sicherlich zu Recht die immer ökumenischer ausgerichtete Arbeit der evangelischen Theologinnen und Theologen betont, bleibt zu fragen, ob diese nicht doch eine spezifische und manchmal eben auch andere Sicht auf den Forschungsgegenstand haben als Vertreterinnen und Vertreter etwa der katholischen Theologie oder auch der allgemeinen Geschichtswissenschaft. Wer evangelische Theologie bzw. Kirchengeschichte an einer Theologischen Fakultät in Deutschland betreibt, arbeitet notwendigerweise bekenntnisgebunden. Darüber hinaus

haben nun einmal alle Fachdisziplinen je eigene Diskurse und Normen, an denen sich die Arbeit der Fachvertreter trotz aller Interdisziplinarität und Offenheit für neue Perspektiven orientiert. Ein Beispiel mag hier genügen. Im Werkportrait Ulrich Köpfs wird auch dessen Aufsatz „Monastische und scholastische Theologie“ von 1996 besprochen (S. 199–202). Darin zitiert J. Köpfs abschließende Beurteilung, dass die monastische Theologie (etwa von Bernhard von Clairvaux vertreten) im Gegensatz zur scholastischen Theologie in die Moderne hineinführe, ja die „in ihrem Ansatz in Wahrheit moderne Theologie“ (Köpf, S. 134) sei. Die Geschichte scheint Köpf da recht zu geben und auch katholische Theologinnen und Theologen würden heute vielleicht diesem Urteil zustimmen. Doch bei Köpf wird die Moderne gerade am Ende des Artikels immer wieder mit Martin Luther in Verbindung gebracht, der die „ganze Erfahrungs- und Lebensfremdheit [der scholastischen Theologie] bloßgelegt“ habe und dabei an die im Grunde „modernere“ monastische Theologie anknüpfte. Die Beurteilung dieser beiden mittelalterlichen Theologieformen speist sich also nicht nur aus einem modernen Verständnis von Theologie, sondern auch aus einem dezidiert protestantischen. Daran gibt es grundsätzlich nichts auszusetzen, da theologische Forschung nun einmal nach theologischen Werturteilen verlangt, doch wenn diese Perspektivierung nicht klar benannt wird, besteht die Gefahr, die aus einem jeweilig spezifischen Kontext gewonnenen Interpretationen als allgemeine Wahrheiten zu verabsolutieren und um der Ökumene willen den Einfluss von Forschungstraditionen zu negieren. Vielleicht wäre es für die ökumenische Diskussion ja gerade bereichernd, die jeweiligen Spezifika in der protestantischen und in der katholischen Mönchtumsforschung offen zu legen.

Eine weitere Frage stellt sich in Hinblick auf die Benutzbarkeit beziehungsweise den Nutzen dieses Werkes. Durch die biographische Ordnung bekommt man zwar einen wertvollen Einblick in die Arbeiten der Porträtierten, doch die interne Strukturierung nach Themen lässt nicht immer erkennen, ob sich beispielsweise die Ansichten der Wissenschaftler zu einem bestimmten Sachverhalt im Laufe ihres Forscherlebens verändert haben, oder welchen Einfluss die jeweils gerade aktuellen Forschungsdebatten auf die eigene Position hatten.

Bei der teilweise sehr ausführlichen Besprechung selbst von Lexikon- und Handbuchartikeln fragt man sich zudem, warum man nicht gleich zu dem jeweiligen Lexikon oder Handbuch greifen sollte, sondern sich



stattdessen mit J.s Ausführungen auseinanderzusetzen soll. Bei größeren Werken kann das mitunter sehr hilfreich sein, da man auf diese Weise einen leichteren Zugang zu den wichtigsten Thesen des Werkes erhält. In Zeiten, in denen man nicht mehr nur auf die Bibliothek vor Ort angewiesen ist, sondern beinahe alles über Fernleihe oder das Internet verfügbar ist, stellt sich aber die Frage nach dem Sinn und Zweck solcher ausführlichen Darlegungen insbesondere für kleinere Texte. Immerhin ist jede Besprechung selbst noch einmal eine Auswahl und damit eine eigene Interpretation des Besprochenen. Rezensionen werden ja gerade dann wertvoll, wenn verschiedene Wissenschaftler zu unterschiedlichen Beurteilungen ein und desselben Werkes kommen.

Am Ende stellt sich daher besonders die Frage, für welches Publikum „Mönchtum und Protestantismus“ eigentlich geschrieben ist und wie es sinnvoll in Forschung und Lehre eingebunden werden kann. J. stellt am Beginn des vierten Bandes fest, dass das Mönchtum sowohl in seinem Verstehen – also in seiner Darstellung – als auch in seiner Existenz immer offen sei (S. 24). So offen sind vielleicht auch die Verwendungsmöglichkeiten dieses Werkes. Wesentlich scheint jedoch eins zu sein, wie besonders im „Rückblick und Ausblick“ (S. 1209–1245) deutlich wird: J. versucht zu beweisen, dass die moderne protestantische Mönchtumsforschung seit 1877 „ohne konfessionelle Voreingenommenheit und Polemik“ (S. 1221) betrieben wird, und dass protestantische Vorurteile nirgends ernsthaft auftauchen (S. 1222). Damit wird „der Jasper“ selbst zu einem Zeitzeugnis und kann rezeptionsgeschichtlich als Versuch verortet werden, die ökumenische Offenheit protestantisch-kirchengeschichtlicher Forschung als wünschenswerten und bereits seit langem erreichten Standard zu untermauern.

Rostock

Kristin Skottki

*Volker Leppin: Geschichte der christlichen Kirchen. Von den Aposteln bis heute, München: C.H. Beck 2010, 128 S., ISBN 3-406-53615-8.*

Der Zufall wollte es, dass ich in einer Woche zwei Bücher zur Rezension erhielt. In dem einen Buch werden die ersten 30 Jahre der Evangelischen Allianz auf über 1000 Seiten dargestellt, in dem anderen die Geschichte der christlichen Kirchen von den Anfängen bis heute auf knapp 130 Seiten, einschließlich einer Zeittafel und eines Registers. Welch ein ins Auge fallender Kontrast! Vor aller Lektüre könnte man fragen, ob es wirklich notwendig ist, auf 1000 Seiten eine Organisation während

einer Zeitspanne von 30 Jahren darzustellen und ob es machbar ist, die komplizierten kirchen- und dogmengeschichtlichen Entwicklungen auf 130 Seiten zu komprimieren. Reizvoll wäre es auch nachzusehen, ob und wie sich die Untersuchung zur Frühgeschichte der Allianz in Leppins Darstellung niedergeschlagen hat, was indes zeitlich unmöglich ist, weil L.s Buch vor der anderen Arbeit erschien.

L.s Ziel ist es, die vielen Gesichter des Christentums dem Leser vor Augen zu führen. In einer Zeit, in der religiöse Vielfalt zum Lebensalltag zu gehören scheint, sei es unerlässlich, dass Interessierte zur Kenntnis nehmen, wie verschiedenartig das Christentum ist und welche dogmatischen Entscheidungen und geschichtlichen Entwicklungen dazu beigetragen haben. Das Buch möchte eine „historische Konfessionskunde“ bieten, was bedeutet, dass die unterschiedlichen Kirchen „nicht nebeneinander dargestellt“ werden; vielmehr wird die Geschichte so eingeteilt, „dass diejenigen Konstellationen besonders hervorgehoben werden, die dazu geführt haben, dass sich Kirchen auseinander entwickelt haben.“ Es ist unmittelbar einleuchtend, die Stellen bewusst hervorzuheben, von wo ein Auseinanderdriften eingesetzt hat. Freilich müssen diese Unterschiede „nicht den Kern der Identität“ einer Kirche ausmachen, wie Vf. betont. Man dürfte aber schwerlich fehl gehen, wenn dies in den meisten Fällen dennoch so ist. Jedenfalls zieht L. daraus den Schluss, dass sein Überblick „ein äußerlich-beschreibender und vor allem ein akzentuiert-auswählender“ ist. Auch sagt er, dass angesichts des knappen Raumes „Verkürzungen in Kauf“ genommen werden mussten (S. 10).

Natürlich geht es auch nicht ohne Wertvorstellungen auf Seiten des Vf.s. Er ist sich dessen bewusst und gibt darüber in der Einleitung Rechenschaft. Der trinitarische Gottesglaube unterscheidet das Christentum, so wird gesagt, von seiner „Geschwisterreligion“, dem Judentum, und dem Islam. Ob man freilich von dem einen „Gott in drei Personen“ reden sollte, ist gerade bei der Knappheit des Raumes und wegen eines möglichen modernen Missverständnisses des Begriffs „Person“ fraglich. Richtig aber ist, dass damit die Unitarier nicht unter die christlichen Kirchen eingeordnet werden können, was „pragmatisch“ mit Verweis auf die Basisformel des Ökumenischen Rats der Kirchen begründet wird, was aber schwerlich den Unitariern einleuchten dürfte. Solche Wertvorstellungen könnte man z. B. auch auf den Gebrauch des Wortes „Großkirche“ beziehen. Warum ist das Luthertum eine „Großkirche“, wenn man bedenkt, dass die vom LWB geführten 70 Millionen Lutheraner zum größten Teil in den skandinavi-